

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 7

Artikel: Zu Max Rychners Arachne
Autor: Lang, Siegfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZU MAX RYCHNERS ARACHNE

Jeder Band literarischer Aufsätze und Darstellungen von *Max Rychner* war ein Ereignis: «Welt im Wort», «Zur europäischen Literatur zwischen zwei Weltkriegen», «Zeitgenössische Literatur», «Sphären der Bücherwelt» und als jüngster, wie die genannten im Manesse Verlag erschienen, *Arachne*¹⁾. Der Verfasser bezeichnet das darin Versammelte wiederum als «Aufsätze zur Literatur»; doch auch hier bleibt er nicht bei der Bemessung und Deutung des Gestalteten, sondern greift weit aus in die Welt des Denkens und der menschlichen Erfahrung. Und während er den Blick frei und furchtlos auf die Zweifel, Ängste und Experimente der Heutigen richtet, verleiht ihm die Empfindung des ständigen Kommunizierens mit dem großen Geschaffenen der Vergangenheit, mit dessen Grundlagen, jene «adventistische» Zuversicht, zu der er sich bekennt und die er bei andern als gesunden Lebenshauch begrüßt. So sagt er von Äußerungen der Menschheitshoffnung *Jean Pauls* (und es ist erstaunlich, wie der in Goethe so tief Beheimatete sich in Jean Paul, im ganzen Jean Paul, zurechtfindet): «Das ist mehr als Optimismus, es ist Glaube an den Menschen, angefochtener, dennoch behaupteter. Keine Zukunft wird ohne ihn auskommen können, auch unsere dazu ebenso unwillige wie unfähige Gegenwart nicht, die ihn vorerst vielleicht als Paradox wird wagen müssen...».

Arachne ist der Titel des ersten Aufsatzes und der Name jener Jungfrau aus Hypaepa, die nach Ovids Metamorphose sich in einen Wettstreit in der Webkunst mit der Göttin Athene eingelassen. Ihr Ruhm war Pallas ins Ohr gedrungen. Göttergleiche Kunstleistung aber ist Ruhmesentzug an der Göttin. Den Menschen sollen göttliche Werke nicht auch gelingen. Doch Arachne hat sich selbst gerühmt und sich mit der Göttin zu messen begehrt. Pallas erscheint in Gestalt einer Greisin vor Arachne und rät zum Ver-

gleich. Arachne lehnt ab. Pallas erscheint als Pallas. Der Wettkampf beginnt. Um Schönheit geht es, um das Erschaffen von Schönheit; für Arachne außerdem um Leben und Tod. Nicht Schönheit allein, auch die Demütigung des Gegners hat die Göttin mit den Bildern, die sie entstehen läßt, im Auge; die andere die Bloßstellung der Olympischen: ihr Bildwerk verspottet deren Freiheit in Liebesdingen. Pallas erkennt die Leistung Arachnes als fehlerlos, ergrimmt und zerreißt das Gewebe, schlägt Arachne mit dem Weber-schiff ins Gesicht. Die Geschlagene erhängt sich, wird aber von Pallas errettet und in eine Spinne verwandelt: Vive quidem, pende tamen, improba. Weiter bringt aranea Gespinnste hervor. Der obere und der untere Bereich soll erkennbar geschieden bleiben — dies die Belehrung. Am Menschlichen (Neid!) der Götter ging Arachne zugrunde; nicht ging unter ihr Ruhm, denn etwas aus dem Menschlichen nicht zu erklärendes, der göttliche Funke in ihrer Seele, sich unter ihrem Namen erworben hatte. Seine Deutung und Nach-erzählung des durch Ovid behandelten Mythos hat Rychner, an mancher Stelle nicht ohne stille Heiterkeit, psychologisch unterbaut. Arachne ist die Traumfigur von Ovids künstlerischem Willen. Nach eigenem Urteil hat er die Vollkommenheit, die er sie erreichen ließ, selbst nicht erreicht.

«Es bedeutet Glück, einem Geiste zu begegnen, der das Glück jenes universal gewillten Kunst- und Sprachsinnes (den Friedrich Schlegel und die Romantik meinten) erfuhr und als das seine fühlte», heißt es in der letzten Betrachtung des Bandes «Lesen als Begegnung». Wie verschiedene von einem Sprachwerk, nimmt diese ihren Ausgang von einem Werk der bildenden Kunst, von Rembrandts Bildnis des Lesenden Titus. Rychner sieht in diesem Antlitz «die Berührtheit von innen, durch das Licht, das dem Lesenden aufgeht und aus den Augen strömend jenem begegnet, das von den aufgeschlagenen Seiten in sie eindringt». Was sich

¹⁾ Max Rychner: *Arachne*, Aufsätze zur Literatur. Manesse Verlag, Zürich 1957.

hier kundgibt, erinnert den Verfasser an eigene frühe Augenblicke der Versunkenheit vor einem Buch, die sowohl «Selbstentäußerung» wie «verwirrendes Zusichkommen» zu bewirken vermögen.

Den entrückten Momenten gehen solche der Arbeit zur Seite. Das besonders bei Schriftstellern, die auch Kritiker, also im Sinne Lessings «rechte gesellschaftliche Schriftsteller» sind. Hier folgt ein trefflicher Umriß der geistigen Gestalt Lessings, der, da er sich gestehen mußte, daß Bücher nicht zum Menschen machen, den Kampf gegen Theologen und Literaten begann und «unvergängliche Theaterstücke» schrieb. Der nur sich hingebende wie der wehrhaft kritische Leser wird früher oder später nach Bundesgenossen verlangen. *Goethe* schrieb 1781 an *Lotte* über Lessings Tod, welchen Verlust das für ihn bedeute. «Keine Viertelstunde vorher eh die Nachricht kam macht ich einen Plan ihn zu besuchen.» Für den Verkehr, nimmt *Rychner* an, hätte das Überpersönliche in Frage gestanden, dessen Berufung an sie ergangen war: «Wert und Ehre der deutschen Sprache, Leben und Zukunft unserer Literatur, ihr Genius selbst war im Spiel, als *Goethe* nach *Wolfenbüttel* zum zweiundfünfzigjährigen *Lessing* aufbrechen wollte.»

Zu *Lessing* hätte der Student *Goethe* 1768 in *Leipzig*, wenige Tage vor *Winckelmanns* Tod, dessen Nachricht ihn «wie einen Donnerschlag traf», in Beziehung treten können. Er und seine Freunde unterließen es, aus jugendlicher Grillenhaftigkeit. Dagegen schloß er sich in *Straßburg* dem augenleidenden launischen *Herder* dauernd an, und vieles aus diesem Verkehr ist in *Goethe* fruchtbar geworden. Doch der alles Schöpferische in ihm neu ansprechende Bund war erst die Freundschaft mit *Schiller*.

«Welche Bilder von Begegnungen, die Folge gebildet haben, bietet die Literatur — aber auch welche Versäumnisse! Das in den Hintergrund gedrängte, von dort aber gedämpft eindringlich mitsprechende Bewußtsein von der beständigen Gefahr des Verfehlens, des Schuldhaften und des anderswie Verhängten läßt uns erst das Glück der mit Verdienst oder durch Zufall hochgeratenen Begegnung empfin-

den...» Dem aufgeschlossenen Geist *Max Rychners* ist das Glück des «höchsten Einverständnisses» (*Fr. Schlegel*) gewiß mehr als einmal vergönnt gewesen, am beschwingtesten vielleicht in der Freundschaft mit *Ernst Robert Curtius*, die gleich wie so manche andere im Zeichen unerbittlichen Verhängnisses gestanden. Seine hier erörterte schöne, dankvolle Aussprache, ein Bekenntnis zum lebendigen Geiste, war *Curtius* zu seinem 70. Geburtstag gewidmet. Er überlebte diesen nur um vier Tage.

In der Zusammenfassung von *C. G. Jungs* Lebenswerk tritt uns, wie vom Verfasser unbeabsichtigt, der Psychologe auch als Mensch entgegen, was man von den wenigsten Handbüchern der neuern Psychologie behaupten kann. In diesem Zeitgenossen, sagt *Rychner*, sei «eine Vorstellung der Einheit des Menschengeschlechts wirksam, die unserem Historizismus seit *Herder* immer mehr aus dem Blickfeld entschwunden ist». In einer Zeit, wo Wollen, Denken, Fühlen der Massen zu Hauptanliegen wurden, bestehe er auf dem Individuum, dem wohl geholfen, doch auf seinem schweren Werdegang nichts abgenommen werden kann. Für *Jung* aber ist Psyche, die wir freilich nur an ihrer Wirkung, nicht als das, was sie ist erkennen, die menschliche Urgegebenheit schlechthin. «Der Zustand der Seele in Europa entspricht indessen nicht dem äußerlich Geglaubten...» Im Innern regieren archaische Götter. Arzt und Priester wissen: heute sind es *Merkur*, *Mammon*, *Venus*, *Mars*, und sie sind stärker als der Wille zur Nachfolge Christi. In diesem Zusammenhang untersucht *Rychner* einen der Schlüsselbegriffe von *Jungs* Psychologie, den Archetypus. Dieser bezeichnet Anlagen des Unbewußten, die sich aus energiegeladenen Traumbildern erschließen. Der Archetypus ist vielbezüglich wie bei *Goethe* das Urphänomen. Vielleicht eine Idee, erlangt auf Wegen der Erfahrung? Die Seelengeschichte, die *Jung* der Geistesgeschichte an die Seite stellt, ist weniger optimistisch als diese; sie hat weit mehr von Verlusten zu reden. Geist und Seele, Bewußtsein und Unbewußtes stehen zueinander in Spannung. Sie ist die Ursache der Neurosen.

Unterdrückte psychische Zustände vermögen sich zu erheben. Gegenwart kann sich in Bildern der Vergangenheit ansagen. «Die Archetypen des Unbewußten sind empirisch nachweisbare Entsprechungen der religiösen Dogmen.» Auf geheime Ordnungen in dem, was wir Chaos nennen, wird angespielt. Das Credo quia absurdum scheint gerechtfertigt. Jung: «Die Paradoxie gehört sonderbarerweise zum höchsten geistigen Gut; die Eindeutigkeit aber ist ein Zeichen der Schwäche... Nur das Paradoxe vermag die Fülle des Lebens annähernd zu fassen...» Rychner bemerkt hiezu: «Der Sinn für die Lebensfülle des Widersprüchlichen ist Jung angeboren und gehört zur Entelechie seiner großen Begabung. Diese hat sich in der Zeit des programmatischen künstlerischen Symbolismus entwickelt; Jung ist selbst ein Symbolist in der Erscheinungsweise des Forschers, in einer Ahnenreihe, die über Bachofen zu Creuzer, Carus u. a. zurückreicht. Das Suchen der Alchimisten bezieht er auf den Menschen. Der Goldmacher will im Grund einen höhern Zustand seiner selbst herbeiführen. Damit wären wir beim Begriff der Wandlung angelangt, deren Symbol in der Messe Jung untersucht. Er nimmt alle Versuche in der Vergangenheit, mit sich und Gott ins reine zu kommen, ernst. Sie sind für ihn voll unerschöpflich lebendiger Symbole.

Der Aufsatz über *Karl Kraus*, erstmals 1924 veröffentlicht und, wie damals, heute wiederum Walther Meier zugeeignet, was zeigt, daß sein Verfasser ihn heute noch ebenso wert hält, wie seinen Gegenstand, erscheint gefolgt von einer Würdigung des Buches «Die Sprache» von Karl Kraus (Wien, Verlag «Die Fackel», 1937). In einer für ihn entscheidenden Zeit muß Max Rychner mit dem Werk des Wiener Kritikers vertraut geworden sein. Es dürfte seinen Willen zur Disziplinierung des eigenen Schaffens wie zur entschiedensten Abkehr vom Unzulänglichen des literarischen Vielbetriebs gekräftigt haben. Wohl bleibt Kraus für ihn der Polemiker, doch «es handelt sich bei Kraus wirklich nicht bloß um das Problem der Bekehrung, vielmehr um eine Dämonie der künstlerischen Leistung, die nur an sich

selber, nicht am angesprochenen Nächsten sich befriedet und wieder in Ekstasen sich aufbäumt». «Die Sprache ist nicht mehr ein Instrument des Denkens, sie ist ein Denken selbst.» Der Frage, wieviel Wirklichkeit die Sprache zu erfassen vermöge, setzt er die Überzeugung entgegen: die Sprache *ist* unsere Wirklichkeit. Darum läßt sich das Wesen eines Menschen an seiner Sprachgebarung erkennen, so auch das einer Epoche. Wo die Sprache zu täglichem Handlangerdienst gezwungen wird, findet Kraus die Wurzel des Bösen: in der Presse. Kraus kennt hier keine Kompromisse. Seine Kritik der Zeitung ist zugleich eine der Zeitgenossen. Doch habe sich mit ihrer Haltung Kraus gegenüber die Presse über ihre Möglichkeit anständig zu sein, ausgewiesen. — Wir wissen, daß Max Rychner selbst in seiner Mitarbeit an der «Kölnischen Zeitung», am «Bund», an der «Neuen Zürcher Zeitung» und seit langen Jahren an der «Tat» das schönste Zeugnis für diese Möglichkeit abgelegt hat. — Die Besessenheit von seiner Sendung, sein erotisches Verhältnis zur Sprache bewirkten bei Kraus das eigensinnige Übersehen geschichtlicher Entwicklungen wie: Vermassung, Verwissenschaftlichung des geistigen und religiösen Lebens, Schwund der Überlieferung und ihrer Ursachen.

Über die drei oben besprochenen Essays war der Referent so ausführlich, weil sie zu den erkenntnisreichsten gehören, die ihr Verfasser uns geschenkt hat und auch zu denen, die vielseitig sein formales Können offenbaren.

In «Bürden des jungen Goethe» wird das drängende, ungeduldige, heftige Wesen Goethes auf Grund von dessen Briefen gezeigt und sein Bild in dem Pflichtenkreis von Weimar weiterentwickelt. «Ein Glück, daß er nicht kraftgenialisch blieb, sondern Höfling wurde.» Goethe bezeichnet den Zustand der ersten 7 Weimarer Jahre als überaus glücklich. — Die Auswahl kritischer Prosa von 11 Autoren, entstanden zwischen 1760 und 1775, die Erich Löwenthal herausgegeben, war eine Gelegenheit, den deutschen «Sturm und Drang», vor allem die beiden Bahnbrecher der Romantik *Herder* und *Hamann*, und das Einander-Entgegenwirken der beiden Lager Vernunft und Empfindung

aufzurufen. — Als zeitgeschichtliche und zugleich Denkmale der Freundschaft werden die Briefwechsel Hugo von Hofmannsthal-Rudolf Borchardt und Hofmannsthal-Carl J. Burckhardt bewertet, während die Würdigung der Reden und Aufzeichnungen Carl J. Burckhardts von innigstem Verständnis für diesen weltausgreifenden, nie abgeschlossenen, zur geselligen Vergegenwärtigung drängenden Basler getragen ist. — Souverän auch die Betrachtung «Vom deutschen Roman». Im eigentlichen Roman-Jahrhundert, dem 19., ist der Boden des Romans die Stadt (Balzac, Dickens, Dostojewski). Aber Städte wie London und Paris gab es in Deutschland ja noch nicht. Auf vornehmen Landsitzen etwa (W. Meister) vollzieht sich das Geschehen, und dieses wird allzu oft von der Reflexion zerteilt und unterbrochen. Die deutschen Romanhelden sind «Künstler», die «totale Menschen» darstellen sollen. Doch endlich gelangen wir zu einem Punkt, wo der Franzose und der Deutsche, der Philosoph und der Dichter im Produktiven ihres Eigenwesens einander sehr nahe kommen (Proust). Die neuen Roman-techniken kann Rychner nicht für sehr wichtig halten, verglichen mit dem, was vor allem not tut: «eine neue Leidenschaft für den Menschen — nicht für die „Zeit“» ... Zwei amerikanische Dichter, T. S. Eliot und Ezra Pound, sind in diesem Jahrhundert von großem Einfluß auf die angelsächsische Lyrik gewesen und üben diesen noch weiter aus, nun auch auf die deutsche Dichtung. Mit klugem Begreifen werden uns Theorie und Wesen von Pounds Leistung, an Hand einer Auswahl aus seinem Werk, eingängig gemacht. Nur scheint es, daß Rychner, der mit so vieler-

lei anders gearteter Dichtung und Theorie vertraut ist, sich hier zwar anerkennend, doch eher etwas distanziert, verneigt.

Pounds Impuls dürfte auf dem deutschen Sprachgebiet hauptsächlich einer Dichtungsweise Vorschub leisten, von der man sagen möchte: sie gleicht übervölkerten Städten, in denen fremdländische Vehikel jeder Art und Größe (die Metaphern) herumrasen. Das entfesselte Tempo will für Temperament genommen sein. In Wahrheit jedoch «stoßen sich eng im Raum die Dinge», unübersichtlich, darum unfassbar, abträglich jeder einheitlichen Vision. — In geistvoller Interpretation wird auf den in Paris lebenden *Peter Gan* hingewiesen, der «die heitersten, lustigsten Gedichte seit Morgenstern geschrieben hat» — daneben andere, die blitzhaft metaphysische Einsichten im virtuosen, leichten Spiel verflechten. (Zwei Gedichtbücher: *Die Holunderflöte* und *Die Windrose* und der Band Prosa *Von Gott und der Welt* im Atlantis Verlag, Zürich.) — Über *Else Lasker-Schüler*, die dichten konnte wie weinen und beten, und deren Seele sich schließlich nach Jerusalem gewandt, wird mit lebendiger Anteilnahme erzählt.

Solches bietet der neue Band und mehr. Nehmen wir das Mehr und dazu Vorwort und Kommentar zum «West-östlichen Divan», die Nachworte zu den von ihm herausgegebenen Romanen Fontanes, die Einleitung zu Lichtenbergs Aphorismen, dann blicken wir auf zu seiner wundervollen Art des Inventarisierens, dankbar, aber nicht gestillt, hoffend, daß er weiter bleibe Lynkeus und getreuer Eckart in einem. — «Kein Ding sei wo das Wort gebricht» heißt es in einem späten Gedicht von George. Max Rychner gebricht es nie am Wort: folglich *sind* bei ihm alle Dinge.

Siegfried Lang